

# Reflexionen über den Bekenntnis-Roman

Autor(en): **Rychner, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **25 (1922-1923)**

PDF erstellt am: **07.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749942>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## REFLEXIONEN ÜBER DEN BEKENNTNIS-ROMAN

Als Goethe — um auch hier mit ihm zu beginnen — *Dichtung und Wahrheit* herausgab, stellte er, um sich zu rechtfertigen, in der Einleitung den fingierten Brief eines Freundes voraus, weil ein solches Unternehmen, so sagt er, „immer bedenklich“ sei. In dem Brief ermuntert ihn jener Freund, die „Lebens- und Gemütszustände“, denen die bisherigen Dichtungen entwachsen, „in einem gewissen Zusammenhange zu vertrauen“. Was sich daraus ergab, ist uns eng vertraut, wenn wir auch nicht vergessen, dass das Werk nur „Aus meinem Leben“, nicht „Mein Leben“ benannt wurde, dass es nur weiteres Bruchstück einer Konfession sein sollte, deren tiefste Wahrheit eben in der Dichtung liegt.

Das „erweislich Wahre“ und das dichterisch Wahre sollen nicht mit Scheidekünsten aus ihrer Symbiose getrennt werden, in der allein sie die Ausgewogenheit im Verhältnis von Gehalt und Gestalt erreichen können. Die Entfaltung der menschlichen Seele geht weiter, als dass die erlittene Wirklichkeit, das agierte Leben ihr völligen Ausdruck verleihen könnte; wenigstens ist es wohl bei jenen deutschen Dichtern so, deren „Geschichte des äußeren Lebens“ nur Zeugnis eines nicht übermäßig hoch bewerteten *Daseins* enthält, gegen welches das eigentliche und wesentliche *Sein*, die geistig-übersinnliche Existenz, als das wahre Leben ausgespielt wird. Ich und die Welt — das wird immer wieder als Problem aufgeworfen, wozu kein Anlass bestünde, wenn zwischen beiden Einklang herrschte. Auch die Weltverliebten stehen nie mit beiden Füßen auf der Erde, und wenn die Stunde kommt, da sie ihr Wallen hienieden dem Wort anvertrauen, so reizen sie nicht überlegen vollbrachte Taten, nicht die Wirklichkeit als Bilder- und Gestaltenfülle, sondern allem voran jene halbdunklen Zeiten geistig-moralischer Krisen, wo es um das Sein oder Nichtsein ging. In müden Momenten und in ekstatischen haben sie die Auswirkungsmöglichkeit im Dasein nicht gefunden und sind um so leichter der schon im Blute nistenden Versuchung erlegen, seinem Wert metaphysische Argumente entgegenzuhalten. Simplizissimus, der sich noch mit einer naiven Genugtuung der „abenteuerliche“ nennen durfte, war doch zu sehr in toller Erscheinungen Flucht mitgewirbelt, um nicht die Flucht zu einer kontemplativen Ruhe in Gott zu ersehnen; er tut schließlich Erbsen in die Schuhe und wallfahrtet nach Einsiedeln; er ist es müde, sein Ich noch weiterhin gegen eine Welt zu stellen, die ihn nicht zu sich selber kommen ließ. Um sich ganz in das bessere Sein einzuspinnen, nimmt er Abschied von der Frau Welt, deren Hinfälligkeit und Endlichkeit ja nicht schlagender ausgedrückt werden könnte als mit dieser Gleichsetzung mit einem Menschen. „Adieu Welt, dann auf dich ist nicht zu trauen noch auf dich nichts zu hoffen; in deinem Haus ist das Vergangene schon verschwunden, das Gegenwärtige verschwindet unter den Händen, das Zukünftige hat nie angefangen, das Allerbeständigste fällt, das Allerstärkste zerbricht und das Allerewigste nimmt ein Ende, also dass du ein Toter bist unter den Toten, und in hundert Jahren lässt du uns nicht eine Stunde leben!

„Adieu Welt, dann du verführst jedermann!

Adieu Welt, dann niemand ist mit dir content oder zufrieden.

Behüte dich Gott, Welt, dann mich verdreußt deine Konversation.“

Der Verdruss gipfelt in einem aufgeregten Schlusserguss, worin nicht ohne rhetorisches Vergnügen um die letzte Trennung vom Irdischen gerungen wird, mit einem Kraft- und Kraftwortaufwand, der nach bereits geschlagener Schlacht den früheren pathetischen Ernst nicht mehr ganz erreicht: „O Welt, du unreine

Welt, deshalb beschwöre ich dich, ich bitte dich, ich ersuche dich, ich ermahne und protestiere wider dich, du wollest kein Teil mehr an mir haben.“ Der dumpfe Drang nach einem Leben im Geiste führt die unbefriedigte Seele zu ihrer Gottesvorstellung; von dieser erhofft sie eine Erlösung, die sie von außen wähnt, da sie doch selbst ihren Gott sich schuf.

Wiesehr konnten einzelne mit ihrem irdischen Dasein zerfallen! Es ist ja nicht einmal, dass sie geprellte Glückssucher gewesen wären, eine so genügsam orientierte Menschlichkeit blieb ihnen von vornherein fremd; eine im innersten Wesen lebensfeindliche Gottsucheridee beherrschte eine so problematische Natur wie K.Ph. Moritz, dessen Tragödie darin bestand, dass er keinen Moment den Anschluss an *das* Leben fand. Welch erschütternd klägliche Figur ist Anton Reiser; seine Egozentrizität scheint uns phantastisch und unmöglich; kein Entschluss, der nicht einem Phantom zuliebe geschähe, keine Empfindung, die nicht literarisch inspiriert wäre, kein Tag, der nicht als Unglück ihn verwundete. Er gibt sich Orgien der Minderwertigkeitsgefühle hin und mit dem gleichen Herzschlag Ausschweifungen des Hochmutes. Kein Mensch besitzt ihn und keinen besitzt er, denn jeder wird ihm zur selben Qual, die er sich selber ist. Als er nach Gotha wanderte, um Schauspieler zu werden, was ihm dann wie alles misslang, übernachtete er in einem Gasthof auf Stroh, zusammen mit einigen Bauern. Diese hatten die Gepflogenheit, anstatt „er kam“ stets zu sagen: „er quam“. Dieses „quam“ löste Verzweiflungstürme in Reiser aus. Es heißt da: „Kaum dass Reiser ein wenig eingeschlummert war, so weckte ihn dies verhasste Wort wieder auf, so dass diese Nacht eine der traurigsten war, die er je zugebracht hatte.“ Es ist traurig und lächerlich, wie sehr ihm alles gleichwertig wird, sofern es ihn berührt und damit schon aufrührt. Ohne die Ehrgeiz verratende Bitterkeit wäre ja alles eine der Komik benachbarte Empfinderei eines Menschen, der sich überall gezwungen fühlt, mit wunden Herzen tränend mitzuagieren, auch wo das Leben längst in ein Rüpelspiel übergegangen ist. Da er mit Menschen solche Wege ging, verschenkte er sich an widerstandslosere Idealgebilde, die ihm je nach Wunsch zu Gebot standen und ihm freundlich wieder schenkten, was er ihnen an Gehalt verlieh. Er versammelt als Knabe die Wunder seines Herzens um den Begriff „Tugend“. „Denn von der Tugend, so sagt er, hatte er sich damals ein sonderbares Ideal gemacht, welches seine Phantasie derart einnahm, dass ihn oft schon der Name Tugend bis zu Tränen rührte.“ Es ist der gleiche Trieb, im Handeln und Denken eher einer erhabenen Abstraktion gerecht zu werden als den täglich sich wandelnden Forderungen des Lebens, ein Drang nach Überlegenheit über die stärksten Gegner durch — einen Rückzug. Ein gleichzeitiger Selbstbiograph, Jung-Stilling, der in seiner Jugend sich bei allen theoretischen Vorsätzen zur Demut mit den Menschen um nichts andauernd überqueren konnte, und es fast ausnahmslos tat, fühlte als Dominante, wie er sagt, den „himmlisch süßen Trieb, in seinem Tun und Lassen recht edel zu sein.“ Und Uli Bräker, der schon als Geißbub in seinen nachdenklichen Stunden mit dem Diesseits haderte und einen Ausweg aus dunklen Bedrängnissen irdischer Gebundenheit und geistesdumpfem Gottsuchertum ersehnte, glaubte einen guten ersten Schritt getan zu haben mit pietistischer Selbstbeschränkung: „Ich machte mir alles zur Sünde: Lachen, Jauchzen, Pfeifen.“ Da er es selber nicht fand, sollte ihm ein frommes Büchlein, welches er immer auf sich trug, die ihm frommende Einstellung zur Welt finden helfen; in einem Dornbusch sitzend las er es, „um mich über meine Pflichten gegen Gott, gegen meine Eltern, gegen alle

Menschen und gegen mich selbst so lang zu erbauen, bis ich in eine Art wilder Empfindung geriet . . . Dann richtete ich meine Augen starr in die Höhe, und häufige Tränen flossen die Wangen herab.“ — *Das* ist die Stellung dieser Grübler und Beengten mit ihrem Drang nach dem Universum, aber mit Abkehr von der Erde: die Augen starr in die Höhe, den Blick nach innen. Und von diesen gottversunkenen Augenblicken werden Prophetenkräfte erwartet, eine Sendung, die es legitimiert, dass der schwache Held sich selbst einer ganzen Welt entgegenstellt, einer Welt, die er der Idee seiner Persönlichkeit streng subordiniert. Wie sollte er nicht, da er sich als sterblichen Verwalter eines Teils der ewigen Unendlichkeit fühlt, dem Weltgeist brüderlicher verwandt als den Menschen?

Extreme, welche diese nicht berühren, sind in Literaturgattungen erwachsen, die ihrer Geltung und Bedeutung nach denselben Rang einnehmen wie der deutsche Bekenntnis- und Entwicklungsroman. Zugegeben, dass die französische Literatur ihn auch besitzt — er *bedeutet* ihr nicht das Gleiche wie der deutschen. Nicht auf die Gattung kommt es hier an, der man mit formalistischen Sappen überhaupt nicht ganz beikommt, sondern auf die seelisch-geistig entsprechende Stufe; auf einen gleichen Wert, nicht bloß auf gleichartige Werke. Es sind damit die Memoiren der französischen Literatur gemeint und die Aphorismensammlungen ihrer Moralisten. In ihnen manifestiert sich der französische Geist als Typus so wie der deutsche im Bekenntnis- und Entwicklungsroman. *Gesellige Bildung*: dieses Element ist die breite Grundlage, dem deutschen Prinzip einsamer Reife entgegengestellt. Der Memoirenschriftsteller erlebt die *Gesellschaft* wie ein naturhaftes Urphänomen, da ihre Tradition und Gesetze eine ähnliche Macht erlangten wie eine radikal weltliche Religion. Als *hommes d'état* oder doch sonstwie *hommes d'action* versteiften sie sich weniger darauf, ihr moralisch-persönliches Gesetz durch Philosopheme zu ergrübeln und mit einem überpersönlichen in ihnen wirkenden Wesen in Einklang zu bringen: sie schilderten Menschen und Ereignisse, hinter denen als vertiefender Hintergrund das Schicksal eines wunderbar einheitlichen und glänzenden Staates die Folie hergab. Die bürgerliche Enge von Sippschaft und wahlverwandtem Bekanntenkreis ist gesprengt, wer überhaupt etwas bedeutet, wird mit den Größen seiner Zeit und zugleich mit deren Schwächen bekannt; er braucht keine große Erfindungsgabe, bloß die Gabe des Schreibens, um den größten Reichtum an menschlichen Dokumenten zu entfalten, die schon im Leben kunstmäßig ranggeordnet sind.

Was aber die Moralisten anlangt, die sich nicht ohne Schalkhaftigkeit so vortrefflich ihrer *connaissance du cœur humain* zu rühmen verstehen, so haben sie diese Menschenkenntnis ebensowohl der Gesellschaft und ihrer entwickelten Dialektik zu verdanken wie der Selbsterkenntnis. Die objektive und kalte Form des Aphorismus, die den Deutschen nie so recht gelingen wollte, und wenn sie gelang, eben etwas anderes war, eignete sich musterhaft, um Psychologie zu treiben, ohne sich selber preisgeben zu müssen, denn der Aphorismus strebte nicht nach Individualpsychologie, sondern nach Gesetzlichkeit und Allgemeingültigkeit. Zudem war er ein Element der Konversation mehr als der Kontemplation — der größten Ausnahme, Pascal, seien auch hier alle Sonderrechte zugestanden. Der Aphorismus ist keine Schicksalsgestaltung; er gibt einem Gedanken Ausdruck, und den Ursprung nimmt er aus der kritischen Intelligenz. Sowohl der Memoirenschreiber wie der Moralist wissen eine feste Standfläche unter ihren Füßen, von der aus sie die Welt mit epischem Vergnügen oder

kritischem Skeptizismus bespiegeln; sie sind sich über ihre Funktion sehr klar und fühlen sich nicht bedroht, durch einen faustischen Dämon in sich angefallen und aus den Angeln gehoben zu werden; ihr Schicksal wird durch Geburt und gesellschaftliche Stellung in großen Linien bestimmt und begrenzt: ein Duc oder Comte wird so leichtlich nicht als hadernder Finsterling wider Gott und sein Geschick murren, er ist nicht Protestant genug dazu. —

Die deutsche Literatur hat einen ragenden erratischen Block, ein Werk, das aus ihrem Rahmen in die Gipfel der Weltliteratur sprang und in dem zum ersten und einzigen Mal die Synthese der angedeuteten beiden Einstellungen zur Welt Wirklichkeit wurde. In *Dichtung und Wahrheit* entwickelt Goethe das gesetzmäßige Werden der eigenen Persönlichkeit, und zugleich entrollte sich daran das erste deutsche Memoirenwerk, worin die Gesellschaft, deren geistige Physiognomie erst an den Höfen Kontur zu weisen begann, die bedeutendsten Männer der Epoche und die kontinentale Geschichte als notwendige Erlebnisvorlagen und Probleme einer universalen Intelligenz eine ihrer europäischen Bedeutung ebenbürtige Darstellung fanden. Goethes eigene Worte mögen hier stehen: „... indem ich bemühte, die inneren Regungen, die äußeren Einflüsse, die theoretisch und praktisch von mir betretenen Stufen der Reihe nach darzustellen, so ward ich aus meinem engen Privatleben in die weite Welt gerückt: die Gestalten von hundert bedeutenden Menschen, welche näher oder entfernter auf mich eingewirkt, traten hervor, ja die ungeheuren Bewegungen des allgemeinen politischen Weltlaufs, die auf mich wie auf die ganze Masse der Gleichzeitigen den größten Einfluss gehabt, mussten vorzüglich beachtet werden. Denn dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen ... Hierzu wird aber ein kaum Erreichbares gefordert, dass nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne.“

Sich und sein Jahrhundert — es ist nicht wenig, was da gefordert wird, und die Forderung hat sich nicht oft erfüllt; einmal aber ganz und glänzend. Während in den ersten Büchern die ersten Eindrücke des Knaben in steigender Ordnung festgehalten werden, greifen schon Exkurse auf die zeitgenössische Malerei über; die Revolution der Literatur, die hinreißende Führerschaft Klopstocks wird nachgedichtet; das siebente Buch umgreift die Literatur eines Säkulums und enthält in seiner subjektiven Ideengeschichte die erste und nie umstürzbare Wertskala der Fackelträger von Liscow bis Lessing; eine Figur wie der Königsleutnant bietet Anlass, um als großen aktiven Mitspieler das politisch-geistig glanzvolle Nachbarreich einzubeziehen; während der Knabe auf dem Puppentheater Menschlein willkürlich wie ein Halbgott bewegt, entscheidet vor den Stadttoren eine Schlacht das Schicksal von Großmächten und vielen tausend Leben; eine Kaiserkrönung auf dem Römerberg wird fast familiär geschildert; die erste Beschäftigung mit dem Buch der Bücher erschließt dem Herzen die Empfänglichkeit für den „reinen Osten“, des Mannes Phantasie aber schweift weiter und musiziert in freien Harmonien vom Ursprung und Wachstum des Menschengeschlechts; wir erfahren das Leben an Universitäten, die Charakteristik von Freunden, die Erlebnisse auf Reisen; das orphische Urwort: „Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig“ leiht jedem Einzelzug freundschaftlicher Wechselwirkung die schwere Bedeutung, die er selber als Weihe von dem vollkommensten Gebilde empfing. Das alles aber ist das seelischlebendige Gut eines Menschen gewesen, nichts ist bloß „historisch“ oder bloß „Tatsache“, sondern gestaltgewordene Seele, die selbst in ihren klarsten Äuße-



runge spürbar blieb, was sie überall in den Daseinsströmen wirkend erkannte: „das zu verehrende Unerforschliche“.

Nach Goethe haben einige kleinere, mehr stofflich orientierte Existenzen den Mikrokosmos ihres Lebens in memoirenhaften Werken umrissen; Namen wie Steffens, Holtei, Zschokke, Varnhagen, Kügelgen genießen in der Literaturgeschichte jenes richtige Maß von Achtung, das auf der Linie zwischen Überschätzung und Unterschätzung liegt. Mit Dichtung haben ihre Beschreibungen wenig zu schaffen, die seelische Spannung oder Entfaltung unter selbstgeschaffenen Widerständen hat sich milde in der Erinnerung gelöst, die dem eigenen Schicksalsweg gegenüber nicht mehr in Staunen oder Zweifeln sich aufregt, sondern das Faktum, das Geschehene als notwendig erfülltes Gesetz hinnimmt, mit dem still betrachtsamen Einverständnis: „und sahe, dass es gut war“. Keiner hat mehr die grandiose Radioaktivität, um Gestalten und Ereignissen aus dem eignen Busen Sinn und Leben einzuhauchen; keine Geliebte hat von ihnen die Unsterblichkeit erlangt, und hätten sie als Knaben das Geschirr zum Fenster hinaus geworfen — wir wollten davon nichts wissen, da dies nur einer in unserer Literatur tun und zudem erzählen durfte. Die Personen und Geschehnisse sind nicht von einem Luginsland betrachtet, von dem aus ein Panorama Einheit und sinnentsprechende Proportionen gewinnt; selbst wenn die großen Stürme der Befreiungskriege zur Darstellung kommen sollten, so geschieht es zu sehr aus der Füsilierperspektive. In Frankreich aber schrieben Generale über solcherlei.

Da zudem in der nachgoetheschen Epoche der deutsche Roman von allen Göttern verlassen sich hinschleppte, ist die große Linie unterbrochen bis zum *Grünen Heinrich*. Von den Jugendkapiteln aus gehen die rückwärtigen Verbindungen nach den dichterischen Bekenntnisschriften aus der Tradition der Moritz, Jung-Stilling, Uli Bräcker. Es ist nicht die ganz beiläufige Übereinstimmung, dass die Dichtung auch hier von der Konfession ausgeht, sondern die schon erwähnte Problematik, deren wesentliche, dichterisch zeugende Impulse auf eine in der Auswägung aller seelischen Kräfte sicher erlangten Grundeinstellung zum Leben und seinen metaphysischen Konfliktsphären gehen. Schließlich wird sie ja gefunden, d. h. der grüne Heinrich ordnet sich einer bestehenden bürgerlichen Ordnung unter, ein Entschluss, der bei aller realistisch-bürgerlichen Anerkennung eben doch der geistigen Größe enträt. Die höchsten Werte sind uns letzten Endes immer nur die Umwerter. Der Knabe steht noch völlig in einem phantastischen Verhältnis zur Wirklichkeit; sein geistiges Bedürfnis findet währenddem Nahrung an den ersten übersinnlichen Problemen, die der Jugend zugänglich sind: den religiösen Fragen. Das Wort „Gott“ intrigiert ihn; während er die Mutter fragt, was Gott sei, und sie die Erklärung gibt, „Gott ist ein Geist“, bemerkt er einen goldenen Gockel auf einem Kirchturm: „und plötzlich fand ich mich des bestimmten Glaubens, dass dieser Hahn Gott sei.“ Da bei Kindern die unklaren Schicksalserfindungen stets mit einem emsig tätigen überweltlichen Lenker in die engste Beziehung gesetzt werden, wendet sich das von keinem Wissen belastete frei schwebende Denken stets dem einzigen Wesen zu, dessen Existenz als Geist beim ersten Bewusstwerden des Menschen die Fragestellungen für den *menschlichen* Geist abgeben muss. „Gott war mir eine farblose und langweilige Person, die mich zu allerlei Grübeleien und Sonderbarkeiten reizte.“ Zuweilen empfindet der Knabe die krankhafte Versuchung, „Gott derbe Spottnamen, selbst Schimpfworte anzuhängen.“ Er bringt es nicht über sich, ein Tischgebet zu sprechen, aus Scham

vor der Preisgabe seiner eigensten und intimsten Regungen. Künstlerisch verstärkt wird diese misstrauisch-kritische Haltung durch den Extremfall im *Meretlein*, der kleinen Gottesleugnerin, die Gebetbücher zerriss und den Kopf in die Decken hüllte, wenn man vorbetete.

Die Idee der isolierten und völlig autonomen Persönlichkeit lag zu dieser Zeit in der Luft und konnte mit einem Griff auch von Schwachen erschnappt werden. Die Metaphysik verfiel nicht mehr, und nicht mehr in Ekstase oder Enthusiasmus suchte man die Verschmelzung mit einem außermenschlichen Wesen, da bereits wie eine Freiheitsstatue ein etwas vager Übermensch postuliert war — ein nicht viel lebendigeres Erzeugnis als der Homunculus. Der poetische Begriff des *Schicksalerleidens* wurde von tatfrohen Velleitäten des Schicksalschaffens verdrängt. Im *Ecce homo* Nietzsches heißt ein Kapitel: „Warum ich ein Schicksal bin“; aber gerade dieses Buch deutet ein Menschentum, das neben dem unserer größten Dichter eine Armseligkeit bleibt; es verfolgt die Kurven eines intellektuellen Schicksals, das erst damals begann, als sein Träger in Kulturbegriffen zu *denken* anfang. Aber selbst im Leben des Sonnengottes muss es mystische Partien geben, denen das eigene Licht nicht beikommt.

\* \* \*

Es möge zum Schluss noch die Rede sein von einem Roman, der sich in die Tradition der Bekenntnis- und Entwicklungsschriften einfügt, und dessen wesentliche Bedeutung in der Kompromisslosigkeit gegenüber irgendwelchen Zeitproblemen liegt, indem seine Gestalten des Sinnes ihrer Existenz an der Auseinandersetzung mit den geistig-sittlichen Urfragen des Menschengeschlechts innewerden. Jakob Schaffner ist der Verfasser, und der Roman heißt *Johannes*.<sup>1)</sup>

Der Knabe Johannes geht seinen Weg in jener Einsamkeit, die Gesetz und Strafe für eine Seele von ungewöhnlichen Ausmaßen ist und deren Ursache und Folge die nicht allzu hohe Bewertung der Menschen vor geahnten Übermächten sein mag. Seine Abschließung von der Umwelt zugunsten der Innenwelt fängt mit seinem Bewusstwerden an, sodass er schon in den ersten Jahren „niemals zu korrigieren war“. So ist es ihm eigentlich ganz gemäß, dass er in eine Anstalt kommt, worin die Bewohner keine eigene, persönlichkeitsbetonte Rolle zu spielen vorgeben, sondern sich als Mittler des Allerhöchsten bescheiden. Ein Ort, wo mit starken Mitteln seelischer Vergewaltigung durch Entsagung eine Atmosphäre des Geistes erreicht werden soll, vielfach jedoch nur ein unheimlich gewitterhaftes Energiefeld des Willens sich breitet. Johannes ist der „hoffnungsvollste, aber auch verstockteste und hochfahrendste“ unter den Knaben, sein weiteres Herz muss gegen diese Beschränkung des Lebens in Auflehnung geraten, gegen diese künstliche Stätte, die nicht in die Welt, sondern der Welt gegenüber gestellt ist. Er fühlt die Vergewaltigung durch ein geistig ihm noch unfassliches Prinzip selbst an Stellen, wo die andern in blöder Verständnislosigkeit diesem feindlichen, sein Ichgefühl sokratisch demütigenden Prinzip mit Lobgesang dienen.

Und dennoch ist etwas in diesem dunkeln Hause, das ihn fasziniert und ihm eine ständige quälende Frage stellt: der Herr Vater. Dieser finstere, gestrenge, mitunter fast bis zur Karikatur protestantische Geist, welcher das diesseitige Leben nur als Kette von Prüfungen vor dem jenseitigen gelten lässt, den

<sup>1)</sup> Jakob Schaffner: *Johannes. Roman einer Jugend*. Union Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Leipzig, Berlin.

der Eifer und Hochmut zuweilen schier erstickt wie den Apostel Paulus, der in sein Herz täglich Dornenkränze drückt und alles Leiden, das er zufügt, in doppeltem Maß auf sich nimmt und auskostet — gerade er bildet die stärkste Anziehungsgewalt für eine Jugend, die nun einmal leidensüchtig ist. Als der Herr Vater Johannes das Lied „Sah ein Knab' ein Röslein stehn“ singen hört, zitiert er ihn, und das Gespräch mit dem heimlich geliebten Schüler rührt an Dinge, in deren gewaltig unheimliche Nähe man nur frageweise vordringt. „Als ich so alt war wie du,“ sagte er, „sang ich schon nicht mehr, außer in den Gesangstunden und den Andachten. Aber sonst beschäftigte mich unausgesetzt die Frage — weißt du, welche? Du hast die Strophen neulich gelernt.“

„Ich dachte nach. ‚Alle Todesfreudigkeit?‘ begann ich fragend. Er nickte und sah dabei wieder so unruhig und sehnsüchtig verdunkelt aus, dass ich rasch fortfuhr:

„Alle Todesfreudigkeit  
Ruhet in der einen Frage:  
Ob du mich im Strahlenkleid  
Finden wirst an jenem Tage!  
Hör ich hier des Geistes Nein,  
Kann mich kene Welt erfreun.“

„Es ist eine Frage der Berufung“, erklärte er . . . „Und glaubst du, dass sich die Berufenen in ihrer Jugend bewegen können wie andere Kinder?“

Die tiefsten übersinnlichen Fragen nach dem Sinn des Daseins werden nie dialektisch behandelt; ein dunkles Meer von Gefühl brandet hinter Worten wie „Berufung“ und „Geist“, denselben Worten, welche die ersten Leser der Bibel mit demselben Gefühl als lebendige Zeugen des höchsten Wesens verehrten. Es ist unmöglich, dieser Welt das Staunen zu versagen, einer Welt, in der ein Fragment der Ewigkeit in der Unwandelbarkeit von Wort und Seele spürbare Gestalt gewinnt.

Das jenseitig eingestellte Wesen des Herrn Vaters wird in Milde korrigiert durch die humane Figur des Herrn Johannes. Während der Wille des Herrn Vaters die ekstatisch nach Gott begehrende Seele ist, die sich an den Unzulänglichkeiten hinnieden jeden Augenblick wundstößt, wägt Herr Johannes die Menschen gegeneinander, er ist der Relativist, der auch dem Irdischen seinen Wert lässt und der zu reich und wissend ist für dogmatisch geübte Strenge. Der Herr Vater verpflichtet sich dem Geist, der nicht von dieser Welt ist, Herr Johannes liebt die Menschenseele und betrachtet sie wohlgefällig wie die Lilien auf dem Felde. Der Herr Vater prägt seiner Umgebung ein: „In Demutt muss man sich demütigen mit zwei t“; des Herrn Johannes geheimer Leitsatz ist nicht einmal der Bibel, sondern von Laotse entliehen: „Die Menschen muss man lenken sachte, wie man kleine Fischlein brät“. Der Herr Vater ist ein Suchender, Herr Johannes ein Seliger.

Zwischen den beiden Menschen entfaltet sich, von beiden befruchtet, Johannes Schattenhold. Das dumpfe Prophetengemüt des Herrn Vaters unternimmt verheerende Vorstöße gegen seine Seele, um sich ihres innersten Kernes zu bemächtigen, in Herrn Johannes Nähe fühlt er einen warmen Strom von Zuversicht und Selbstvertrauen in sich fluten. Mit seinen Kameraden besteht für ihn keine innige Verbundenheit; sie spielen nur soweit eine wichtige Rolle, als sie sein Verhältnis zum Herrn Vater und Herrn Johannes in neue Bewegung bringen. Er weiß sich ihnen hinzugeben, ohne sich aufzugeben, und nie verlässt ihn das Gefühl geistiger Überlegenheit und der Überlegenheit seines Schicksals, an dem von ihnen nicht mehr bestimmend mitgewirkt werden kann.



Als er am Ende durch das Tor der Enttäuschung ins Leben stürzt, fühlt er sich so unsäglich einsam wie je, alle Bande zwischen Menschen und ihm sind gekappt und er sucht den Anschluss dort, wo die letzten Hoffnungsreste immer wieder Zuflucht suchen: bei den Blutsbanden. Es gilt, eine neue Welt zu erobern, in ihr wird sich seine genugsam offenbarte Seele in den ihr vorgeschriebenen Konfliktmöglichkeiten nach den gleichen Gesetzen bewegen, nach denen sie angetreten. Das Johannes-Wort begleitet seinen ersten Schritt: „Nur frisch hinein! Es wird so tief nicht sein.“

So zieht er dahin, nichts ist sein Besitz als ein aufgebrochenes Herz, allem empfangsbereit wie ein gepflügter Acker. An was er es verschenken wird, ist gleichgültig, im Wirbel der Welt wird es „dem zu verehrenden Unerforschlichen“ die überirdische Treue halten und ihm in Schmerzen dankbar den einzigen und höchsten menschlichen Tribut zollen: Amor fati.

ZÜRICH

MAX RYCHNER



## „VOLLNATURALISMUS“ IN JAKOB SCHAFFNERS DICHTUNG

Der Aufsatz über den *Vollnaturalismus*, in welchem Jakob Schaffner die geistigen Grundlagen seiner Dichtung skizziert hat (Morgenausgaben der *Neuen Zürcher Zeitung*, 18.–20. Dezember 1922), erscheint dem vergleichenden Blick wie eine weitere Ausführung zu jenem Satz Lichtenbergs, dem auch Christian Morgenstern seine Reverenz erwies: dass die kommende Religion ein modifizierter Pantheismus sein werde. Inwiefern ist Pantheismus noch zu modifizieren? Indem das Göttliche in neuen Dingen erkannt und gepriesen wird, die sich seit Spinozas Zeiten an die Oberfläche des Weltbildes emporgearbeitet oder welche spätere Geschlechter gar neu gebaut haben. Zwei Stilfermente tauchen, beinahe tendenziös geschärft, in fast allen Werken Schaffners auf: der Hang zur theoretischen Aussprache und der Drang nach der Maschine. Mögen die Phantasien des *Hans Himmelhoch* noch an Kellers idealisierende Begeisterung für die Aeronautik erinnern: in der Novelle *Der eiserne Götze* hat Schaffner als einer der Ersten die Maschine zum wirklichen Schicksalsträger und beherrschenden Symbol neuzeitlichen Erlebens gemacht. Sie steht in jenem *Die goldene Fratze* betitelten Band, dem auch sonst für die Kenntnis des Dichters größte Bedeutung zukommt. Er enthält Tastversuche eines Künstlers, der entschlossen ist, in bisher unbetretene Seelenbezirke vorzudringen; wer sich darüber verwundert, dass in andern Büchern Schaffners spiritistische Details ohne jeden Kommentar mitlaufen, der hat sich hier mit Stücken abzufinden, deren magische Psychologie geradenwegs in die Kreise eines Albert Steffen hinüberreicht. Und endlich finden sich darin Mord- und Scharfrichter-geschichten von so entsetzlich verweilender Realistik, dass man nur mit Mühe zur gemeinsamen Mitte so vielgestaltiger Schöpfungen vorstößt. Sie ist aber mit des Dichters Hilfe nicht zu verfehlen: er strebt nach einer möglichst wirksamen und umfassenden Darstellung der Wirklichkeit. Ihn erfüllt das maßlose Gesichtsfeld moderner Naturbetrachtung und zugleich das Wissen um die Unerforschlichkeit der Welt. Pilater „steht Tag und Nacht unterm Regen der Erkenntnis,“ aber er weiß doch nur: „wir sind nicht von heute und zufällig, und morgen sind wir weggewischt, sondern es ist alles viel wichtiger, als man meint, und ganz anders“. Diese berauschte Wunderfülle des Daseins ist